

Jahrzehnten hätten geschrieben werden können, durfte er nicht aufnehmen. Aber mit ganz starken Griffen stellt er Hamann hin, den großen Mystiker, wie er, versoffen, verkommen, sich in einer Londoner Kneipe mit dem Wirt herum-schimpft; und es ist ganz vortrefflich, wie dabei die Hamannsche Lehre, gleichsam in der Karikatur und dennoch deutlich, herauskommt: Lüge sei,

was wir schauen.

Unsichtbar sei das Ich. Der Leib nur Schild.  
„Ei, Herr, glaubt's nicht, mein Weib ist rund  
[und mild.“

Der Trunkene lallt: „Und Wunder dennoch,  
Daß du's erfühlest in Pfuhl und Schlamm,  
du Lurch . . .

. . . . . Und auch wie Gott bist du,  
Du selbst, unsichtbarlich. Nun sag' nur immer,  
Woher du schäfst, wie mittelt sichs dem Hirn.

Darauf der Wirt:

„Ich merke, Herr, ihr wart vordem ein  
[Pfarrer.“

Meisterliche Szene aus einer Tragikomödie. Am stärksten die geisterhaften Gesichte, die aus Natur aufsteigen, die Ballade „Das Nonneckchen von Schleswig“, wo der Donner als ein Wettergeist erscheint, und die vom „Strandenden Mond“, mehr Bild als Sinn, trotzdem beglückend: weiße Vision, offenbar empfangen, als der volle Mond über den Nebel der Watten blendete. Wie Diettrichs Legenden, besonders die flandrische, so wurzelt Bluncks niederdeutsche Art in überzeitlichen Traditionen, die sich mit deichender Kraft gegen die mechanistisch zivilisatorischen Mächte der Zeit stemmen.

Denen ist *Günther Franzke* gänzlich verfallen. Eine Kritik sagt, er sei „viel zu begabt zum Profil des Lebegreises“, aber letzten Endes kommt es auf Lebegreis-Lyrik hinaus. Man muß den Satirikern dieser Art mißtrauen: sie werden vom Gegenstand ihrer Satire im Grunde angezogen, sie sind Fleisch vom gleichen Fleisch. Dies machte man „Sodoms Ende“ von Sudermann, dies den Bourgeois- und Snob-Komödien Sternheims zum Vorwurf. Franzkes Couplets und Chansons sind in der Tat, wie man ihnen nachrühmt, keß, ge-

konnt, blutig satirisch und was nicht noch alles, aber man spürt nicht einen Millimeter inneren Abstand von dieser Welt der Bars und Bouillonkeller, bevölkert mit geilen Gören, Polente, Ganoven, in der offenbar nur gejobbert, gestohlen, gehurt, aber gar nicht gelebt wird.

Und eine völlig zeitverfälschte Erscheinung ist auch *Joachim Ringelnatz*, um den sich ziemlich bald kein Mensch mehr kümmern wird. Seine früheren Gedichte, etwa die „Flugzeuggedanken“, stammten aus einem versoffenen Welt-Kater, in diesem neuen Band ist etwas mehr Glück und weniger Langeweile; manchmal kommen ihm ganz entzückende, geradezu unwahrscheinlich bürgerliche und obendrein gänzlich durchgearbeitete Stimmungen:

Ein kleiner Spuß durch die Dampfheizung  
Keine Uhr war aufgezo-gen. [ging.  
Ein zu früh geborener Schmetterling  
Ram auf das Schachbrett geslogen.

Es ging ein Blumenvasenblau  
Mit der Sonne wie eine Schneef.  
Ich liebe Gott und meine Frau,  
Meine Wohnung und meine Decke.

Aber das meiste ist doch entweder die alte Weltöde („Warten auf Weißnichts“) oder Verbrecher-Szene im alten naturalistischen Stil Hans Hyans („Entsetzen“), oder es ist aus Gedanken-Flucht, Reim-Flucht entstanden:

Angegriffen und doch unverfehrt  
Rollt ein Bächlein zu Tale.  
Und ein Stahlhelm ist umgekehrt  
Eine stillende Schale.

Am Schluß sagt er dann: „Ich weiß gar nicht mehr, was ich sagen wollte.“ Und diesen Eindruck hat man bei sehr vielen Gedichten. Oder burlesk-innig-falsch: „Wer seine Schuhsohlen nicht lieben kann, liebt auch die Seelen nicht.“ Hi hi! Na ja! Und so!

Hingegen *George A. Goldschlag*, der schon in der Anthologie „Um uns die Stadt“ auffiel, erfaßt in nicht selten noch unreinen, aber starkgriffigen, wie aus Balken, besser: aus Wort-Beton-Lagen gefügten Gedichten die riesigen Maße der Zeit. Seine Gefahr ist, daß er versifizierten Aufsatz gibt: